

Bösling / Führer / Junk / Schneider (Hg.)

Menschenbeben

Ursachen, Formen und Folgen von Flucht

Universitätsverlag Osnabrück



V&R Academic

Erich Maria Remarque Jahrbuch / Yearbook

XXVII/2017

Herausgegeben von Thomas F. Schneider
im Auftrag des Erich Maria Remarque-Friedenszentrums

Carl-Heinrich Bösling / Ursula Führer /
Claudia Junk / Thomas F. Schneider (Hg.)

**Menschenbeben
Ursachen, Formen und Folgen
von Flucht**

V&R unipress

Universitätsverlag Osnabrück



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dbb.de> abrufbar.

ISSN 0940-9181

ISBN 978-3-8471-0771-2

ISBN 978-3-8470-0771-5 (E-Book)

ISBN 978-3-7370-0771-9 (V&R eLibrary)

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

**Veröffentlichungen des Universitätsverlages Osnabrück
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

© 2017, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titel: Peter Eickmeyer: Einbruch der Wirklichkeit. © 2016 Peter Eickmeyer

Redaktion: Claudia Junk, Thomas F. Schneider

Satz: Thomas F. Schneider

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Zum Alten Berg 24, D-96158 Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

<i>Carl-Heinrich Bösling / Ursula Führer</i> Einleitung	7
<i>Miriam Fassbender</i> 2.850 Kilometer	11
<i>Jochen Oltmer</i> Gewaltmigration Hintergründe, Bedingungen und Folgen im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert	31
<i>Eckart Stratenschulte</i> Verflüchtigt sich Europa? Der Einfluss der »Flüchtlingskrise« auf den Zusammenhalt der EU	57
<i>Antonio Umberto Riccò</i> Lampedusa – Drei Jahre danach	77
<i>Lioba Meyer</i> »Man braucht ein starkes Herz, um ohne Wurzel zu leben« Angst, Verzweiflung und Hoffnung in Erich Maria Remarques Exilromanen als Beispiel von Exilliteratur	91
<i>Reinhold Mokrosch</i> Religion – auch eine Fluchtursache? Die brutale Verfolgung religiöser Minderheiten in Syrien	103
<i>Habib El Mallouki</i> Frieden als kosmische Aufgabe der menschlichen Gemeinschaft	109

BEITRÄGE ZU ERICH MARIA REMARQUE

Lena Dust

Der Trilogiecharakter von Erich Maria Remarques
Im Westen nichts Neues, Der Weg zurück und Drei Kameraden 115

Marc Hieger

»Ein Dasein der Freiheit und Gerechtigkeit«
Heimkehr als ziviles Scheitern
in Erich Maria Remarques Roman *Der Weg zurück* 141

Roman R. Tschaikowskij

История переводов романа Э.М. Ремарка
Три товарища на русский язык 173

REZENSION

Denis Herold. *Formen und Funktionen der Neuen Sachlichkeit*
in Erich Maria Remarques Romanen (Rainer Jeglin) 193

BeiträgerInnen und HerausgeberInnen dieses Bandes 199

Einleitung

Auf der Suche nach einem sicheren Exil werden dem Flüchtling von den Behörden eines Staates, der ihn nicht aufnehmen will, auf dem Globus verschiedene andere Staaten gezeigt, in die er ausreisen könne. In ihnen würde er sicher aufgenommen werden. Nach einer kurzen Pause fragt der Flüchtling die Beamten: »Haben Sie keinen anderen Globus?«

Jacob Taubes, Religionsphilosoph (1923–1987)

Der erste Teil der Beiträge dieses Bandes geht zurück auf eine von der Erich Maria Remarque-Gesellschaft und der Volkshochschule Osnabrück durchgeführte gemeinsame Tagung im April 2016. Unbedingt erwähnt werden sollte die großzügige Förderung der Tagung durch die Stiftung Niedersachsen und die Stiftung der Sparkasse Osnabrück. Der Titel der Tagung lautete »Menschenbeben. Ursachen, Formen und Folgen von Flucht«. Bewusst bezog sich diese Formulierung auf das 1983 erschienene Buch des Zukunftsforschers und Friedensaktivisten Robert Jungk *Menschenbeben. Der Aufstand gegen das Unerträgliche*, das vor dem Hintergrund fortgesetzter Aufrüstungsbemühungen mit atomaren Vernichtungswaffen in Ost und West während des Kalten Krieges geschrieben worden war. Diese Entwicklung führte weltweit zu Aufrufen für den Frieden und zu Massenprotesten gegen Krieg, Unmenschlichkeit und Gewalt. Wie es scheint, wird heute ein neuer Aufstand gegen das »Unerträgliche« notwendig sein, wie es beispielsweise von dem Sozialethiker Friedhelm Hengsbach in seiner Schrift *Teilen, nicht töten* als neue gerechtere Weltordnung eingefordert wird. In die gleiche Richtung argumentierte der ehemalige französische Widerstandskämpfer und UN-Diplomat Stéphane Hessel in seiner Schrift *Empört Euch!*, in der er zu einer friedlichen Revolte und zu zivilem Ungehorsam auffordert.

Nach dem vorläufigen Ende der Blockkonfrontation schien zunächst auch die Chance für eine neue Ära friedlichen Zusammenlebens in greifbare Nähe gerückt. Der US-amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama löste 1992 mit seinem Buch *Das Ende der Geschichte* international viel Widerspruch und lebhaft Debatten aus. Nach dem Sturz totalitärer Systeme, verursacht durch das Ende

des Zweiten Weltkriegs und später den Fall der Berliner Mauer, prognostizierte er eine weltweite Durchsetzung demokratischer Staatsmodelle und liberalisierter marktwirtschaftlicher Strukturen. Tatsächlich aber ist in der Welt nach dem Fall des Eisernen Vorhangs keineswegs keine neue Ära des Friedens angebrochen. In mehreren Fällen müssen wir von »failed states«, gescheiterten Staaten, sprechen und nach wie vor ist die Zahl repressiver undemokratischer Regime hoch – es hat sogar den Anschein, als ob deren Anteil wieder zunimmt. Eingetreten sind dagegen überwiegend Fukuyamas wirtschaftliche Prophezeiungen, denn die Globalisierung der Weltwirtschaft schreitet weiter voran mit all den Gewinnern und Verlierern, die das mit sich bringt.

So bot auch die Tagung Anfang 2016 genug aktuelle Anlässe, Blicke zurück zu werfen auf das Jahr 2015, das in Europa von vielen als eine Art Wendepunkt betrachtet wurde, weil der massive Zustrom Schutzsuchender vor allem aus Syrien und den angrenzenden Staaten schlaglichtartig deutlich gemacht hatte, wie sehr Deutschland Teil dieser unruhigen Welt ist. Kaum ein Tag verging ohne Meldungen über das Elend der wachsenden Zahl von Asylsuchenden, die vor Krieg, Verfolgung, Unterdrückung, Hunger und Elend aus ihren Heimatländern fliehen mussten. Gleichzeitig führten uns brutale Anschläge die Fragilität unserer eigenen Gesellschaften vor Augen. Die Gewalt war, wie die Anschläge in Madrid, Paris, Brüssel, London und anderswo zeigten, mit aller Brutalität auch in den westlichen Metropolen angekommen. Da ließ Goethe im *Faust* noch einen Bürger sprechen:

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen. Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten; dann kehrt man abends froh nach Haus und segnet Fried und Friedenszeiten.

Die Vergangenheit eine Idylle? Nein! Auch die vergangenen Jahrhunderte waren durchzogen von Gewalt – es gab Flüchtlingsströme und Vertreibungen. Mehr noch, viele der blutigen offenen Kriege und verdeckten Konflikte, mit denen wir uns heute konfrontiert sehen, haben ihre Ursprünge in einer Geschichte von Überwältigung, Eroberung, Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt. Neu dagegen ist, dass uns Korrespondenten live und in Echtzeit über die Dinge auf dem Laufenden halten und sich unsere Wahrnehmung zu verändern begonnen hat.

Weit mehr als 65 Millionen Menschen sind auf der Flucht, die meisten von ihnen Binnenflüchtlinge oder Menschen, die in Nachbarländer wie Pakistan, Jordanien oder den Libanon geflohen sind. Mehr als 65 Millionen einzelne Schicksale. Die Flüchtlingsdebatte hat unsere Gesellschaft verändert. Und sie hat gespalten. Eine Welle von Hilfsbereitschaft auf der einen Seite; Fremdenhass, Angst vor Überfremdung, Erstarken rechter nationalistischer Strömungen auf der anderen Seite.

Was sind Flüchtlinge? Flüchtlinge sind Menschen, die gehen, obwohl sie lieber bleiben würden. Doch die Verhältnisse machen ihnen dies unmöglich. Und diese Verhältnisse sind vielfältig und schließen nicht nur Krieg, Terror und Gewalt ein, sondern haben vielfältige Ursachen, wie zum Beispiel Cord Jakobeit in einer Studie nachweist, die sich mit den verheerenden Folgen des Klimawandels befasst. Er stellt fest, dass allein 2015 mehr als 20 Millionen Menschen ihre Heimat verlassen mussten, weil sie von Dürren, Hitzewellen, Stürmen und Überschwemmungen dazu gezwungen waren. Damit flüchten jedes Jahr doppelt so viele Menschen vor Umweltkatastrophen wie vor Terror und Gewalt. Anzumerken ist dabei, dass auch viele Kriegsflüchtlinge ursprünglich Opfer des Klimawandels waren, der sie entwurzelt und in andere Regionen hat fliehen lassen, was dort Verteilungskonflikte ausgelöst hat.

Es herrscht noch immer die Illusion, es handle sich bei der »Flüchtlingskrise«, bei der vor allem wir uns als Opfer einer plötzlich auftretenden, ungeplanten und unerwünschten Zuwanderung sehen, um eine Erscheinung, die bald wieder vorbeigeht. Dann nämlich, wenn wir die Krise »bewältigt« und die ursprünglichen Zustände wieder hergestellt haben. Das wird so aber nicht eintreten. Wir müssen davon ausgehen, dass wir erst den Anfang einer umwälzenden Entwicklung erleben, die sich nicht einfach so stoppen lässt. In diesem Sinne sind die Texte dieses Jahrbuchs lediglich der Versuch einer Zwischenbilanz.

*

Die drei Beiträge zu Remarque beschäftigen sich im Schwerpunkt mit der Entstehung und Rezeption von Remarques Roman *Der Weg zurück*, der 1930 veröffentlicht wurde. In diesem Text stellt Remarque die Frage nach den Folgen von Konflikten, speziell den Möglichkeiten der nun ehemaligen Frontsoldaten, sich nach Jahren des Tötens, der Bedrohung und des Grauens wieder in eine Zivilgesellschaft zu integrieren – und Remarque beschreibt diesen »Weg zurück« vor allem als Spektrum möglichen und tatsächlichen Scheiterns. Erst die Rückbesinnung auf die menschlichen Grundwerte ermöglicht einen Neuanfang, in dem zivile Verhaltensweisen erst wieder eingeübt werden müssen.

Für die Weimarer Republik war die Integration der Millionen an Körper und Geist versehrten Kriegsheimkehrer eine zentrale Herausforderung – nicht nur materiell, sondern vor allem auf dem Gebiet der öffentlichen Auseinandersetzungen, an der sie zu scheitern drohte angesichts der Remilitarisierung der Gesellschaft ab der Mitte der 1920er Jahre. Remarques Texte unter Einschluss von *Im Westen nichts Neues* lassen sich als Versuch lesen, diese Problematik in den Fokus zu rücken, ihre Gefahren zu verdeutlichen und auf den Prozess direkt einzuwirken.

Die Integration der Kriegsheimkehrer und der Umgang mit den vielfältigen Traumata war kein auf Deutschland beschränktes Problem, sondern betraf alle Staaten Europas und darüber hinaus. Und es ist letztlich kein Problem, das sich

auf die unmittelbaren Nachkriegszeiten des Ersten oder Zweiten Weltkrieges beschränken ließe, sondern sich in der Gegenwart umso dringlicher stellt angesichts von mehr als 300.000 Deutschen mit Erfahrungen in Auslandseinsätzen der Bundeswehr und im Rahmen der »Flüchtlingskrise« mit unzähligen Betroffenen, die vor Krieg, Gewalt und Unterdrückung nach Europa geflohen sind.

MIRIAM FASSBENDER

2.850 Kilometer¹

Der Paß ist der edelste Teil von einem Menschen.
Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustand wie ein Mensch.

Ein Mensch kann überall zustandkommen,
auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiten Grund,
aber ein Paß niemals.

Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist,
während ein Mensch noch so gut sein kann und
doch nicht anerkannt wird.

Bertolt Brecht, *Flüchtlingsgespräche*
(1940/41 im finnischen Exil verfasst)

Im Jahr 2016 starben 5.022 Menschen bei ihrem Versuch, über Libyen, Tunesien oder Ägypten nach Italien und damit nach Europa zu gelangen. Und das sind nur die offiziellen Zahlen.

Das heißt, jeder 41. Reisende starb bei seiner Flucht vor dem Prekariat, der Perspektivlosigkeit und Korruption, aber auch Krieg, Militärrherrschaft, Autokratie, Rebellenkämpfen und dem steigenden Klima, dass die Industrie- und Schwellenländer dieser Welt mit ihrem unbedachten Klimaausschuss, zusätzlich befeuern.

16% der in Italien Angekommenen sind und waren Kinder und Jugendliche. Vornehmlich aus der Militärdiktatur Eritrea, dem Sudan, dessen Präsident Omar Hassan al-Bashir vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag mit Haftbefehl wegen Völkermordes gesucht wird, aus Nigeria und Nordkamerun vor Boko Haram und aus Gambia, dem ein Bürgerkrieg bevorsteht, sollte der autokratische

1 Auszug aus dem Buch *2850 Kilometer. Mohamed, Jerry und ich unterwegs in Afrika. Tagebuch einer Flucht*. Frankfurt/Main: Westend Verlag, 2014.

Yahya Jammeh seiner Abwahl nach 22 Jahren an der Macht im Januar 2017 nicht folgen.

Nach Rückführungsdeals der EU in ihr sicher erscheinende Drittstaaten, zu denen der Staatenbund mit Sitz in Brüssel sich nicht scheut neuerdings Ägypten und Tunesien und schon seit längerem Algerien und Marokko zu Verbündeten zu erklären, ist im März 2016 die heutige Autokratie Türkei hinzugekommen. Der EU-Türkei Deal ist das Letzte, was die Flüchtenden und die europäische Gesellschaft hinnehmen sollten.

Schon denkt die Union über einen ähnlichen Pakt mit dem regierungslosen Libyen nach und scheut sich dabei nicht, über die KZ-ähnlichen Zustände hinwegzusehen, die dem Land angesichts täglicher Vorkommnisse in Internierungslagern für Subsaharier von europäischen Diplomaten bescheinigt werden.

Während Europa den Fliehenden auf der Westbalkanroute und in griechischen Notunterkünften im Januar 2017 beim Erfrieren zusieht, chartert Deutschland sogar eine Maschine und schiebt demonstrativ zwei einzelne Malier ab. Der eine hatte 13 Jahre in Deutschland gelebt und einen festen Arbeitsvertrag. Zwei vorhergegangene Abschiebungen der Beiden in Linienmaschinen waren aufgrund des Protests von Mitreisenden fehlgeschlagen. Um diese ultimative Deportation durchführen zu können, wurden an den beiden Männern Foltermethoden seitens der abschiebenden Beamten angewendet.

In Venedig nahm sich am 22. Januar 2017 ein 22-jähriger Gambier mit gültiger Aufenthaltsgenehmigung das Leben. Nachdem er seine Flucht über das Mittelmeer überlebt hatte, musste er, während seines Untergehens, miterleben, wie ihm jegliche Hilfe verweigert wurde. In seinem Sterben wurde er noch mit rassistischen Kommentaren gedemütigt.

Ressentiments und struktureller wie institutioneller Rassismus der Europäer gegenüber den Ankommenden, sind seit 2016 nicht mehr von der Hand zu weisen. Die Zahlen der Übergriffe und Wahlen der Rechtspopulisten, sprechen für sich selbst.

Es ist, nicht nur für Menschen afrikanischer Herkunft, mühsamer denn je geworden, auf den europäischen Kontinent zu gelangen. Für jene, die den Fußweg wählen gibt, es kaum mehr Möglichkeiten als über die Ägäis, das Schwarze Meer, das Mittelmeer oder eben den Arm von Gibraltar bzw dort über die, mittlerweile sechs Meter hohen und wieder mit Nato-Draht versehenen Zäune, nach Ceuta und Melilla, zu gelangen.

Auf diese Reise nehme ich sie mit. Der nachfolgende Text ist ein Auszug aus meinem Buch *2850 Kilometer*, erschienen 2014 im Westend Verlag, Frankfurt.

Europa

Im Oktober 2005, als ich für ein Projekt in Marokko war, hatte ich mein Schlüsselerlebnis. Viele Hundert Migranten, die damals teilweise schon jahrelang in Marokko festhingen und dort vor allem aufgrund der europäischen Politik drangsaliert wurden, wagten organisierte Bewegungen über die Grenzzäune der spanischen Enklaven Melilla und Ceuta. Sechzehn Menschen kamen damals ums Leben, als der marokkanische Grenzschutz und die spanische Guardia Civil auf sie schossen. Ich fasste den Entschluss, einen Dokumentarfilm über Geflüchtete zu machen, die den Weg nach Europa suchen. Der Film *Fremd* ist über fünf Jahre hinweg entstanden, in denen ich mit Migranten und Geflüchteten in Mali, Algerien und Marokko an den Orten ihres Festhängens, ihres teilweise jahrelangen Zirkulierens vor Europa, sprach.

Neun Jahre später, im Februar 2014, hat sich das Drama von 2005 wiederholt. An derselben Stelle. Wieder mussten Menschen sterben beim Versuch, auf unserem Kontinent Schutz zu suchen. Diesmal sind jene, die auf sie geschossen haben, Beamte von Frontex, der europäischen »Grenzschutzagentur«, die mit Rückendeckung der EU handelt. Heute sitze ich in Berlin, und was seit meinem Schlüsselerlebnis 2005 in Ceuta und Melilla, aber auch an anderen Stellen rund um unsere Außengrenzen passiert ist, ist bekannt und brauche ich nicht aufzuzählen. Zur Erinnerung einzig ein paar Ereignisse der letzten Monate: Im Oktober 2013 gab es in zwei aufeinanderfolgenden Wochen über 500 tote »Boatpeople« vor Lampedusa, denen von europäischer Seite Hilfeleistung in Form von Seenotrettung verwehrt wurde; und illegale Push-Back-Operationen in der Ägäis, denen vor allem Syrer zum Opfer gefallen sind. Ganz zu schweigen von den Mauern und Zäunen, die Europa in den vergangenen Jahren an seinen Grenzen erhöht, verlängert und errichtet (hat); den Rücknahmeabkommen, die es mit autoritären Diktatoren schließt; den Kriegen, die es unter dem Vorwand der »Terrorismusbekämpfung« meint legitimieren zu können, die aber in erster Linie Rohstoffinteressen zum Hintergrund haben und Menschen zwingen zu fliehen. Diesen Menschen, seien sie nun aus der Zentralafrikanischen Republik, aus Mali, Syrien oder Libyen, werden dabei nicht einmal legale Möglichkeiten gewährt, auf unserem Kontinent Schutz zu suchen.

Chronologisch und aufgeteilt nach Ländern, durch die meine Protagonisten Mohamed und Jerry gezwungen waren zu fliehen, gebe ich ihnen (und den vielen anderen Geflüchteten) den Raum zu erzählen: Was sie bewogen hat zu fliehen, wie sie unterwegs leben und was sie sich von ihrer Zukunft erwarten. Ich erzähle, was an den Orten und in den Momenten ihres Verharren-Müssens passiert, und ich versuche, meine eigene privilegierte Position in Relation zu jener der Geflüchteten zu setzen.

Was schon einer der Gründe für meinen Film war, bleibt eines meiner Hauptanliegen für dieses Buch: Es gibt sie nicht, die eine Geschichte der vielen Geflüch-

teten, die versuchen, es nach Europa zu schaffen. Das widerlegen rational allein schon die Zahlen: Von knapp 60 Millionen Flüchtenden hat nur ein Bruchteil den europäischen Kontinent zum Ziel. Zwei Drittel bleiben Binnenflüchtlinge. Ich möchte daher mindestens eine weitere Geschichte hinzufügen. Zum Glück ist die mediale Resonanz in den vergangenen Jahren etwas differenzierter geworden. Vor allem dank der »Refugee-Proteste« und der zunehmenden und lauter werdenden Stimmen der »People of Colour« gibt es vielschichtigere Erkenntnisse und eine andere Wahrnehmung über Europas Verrat an seinen eigenen Werten. Dennoch wird der Bogen zu den existierenden Machtverhältnissen viel zu selten gespannt. Obwohl Geschichten so definiert werden: Wie und wann sie erzählt werden, wer sie erzählt, vor allem aber wie viele Geschichten erzählt werden, hängt von Macht ab. Deshalb habe ich gezögert, das Angebot des Westend Verlags anzunehmen und über meine Erfahrungen ein Buch zu schreiben. Eine weitere Geschichte einer weißen Europäerin, mit den fragwürdigen Privilegien ausgestattet, im Zusammenleben mit den Geflüchteten, aber immer mit der Gewissheit, bestimmte Situationen in absehbarer Zeit mit dem Flugzeug, dank des Passes oder einer Geldzahlung wieder verlassen zu können? Warum eine Geschichte von mir, wo es mittlerweile vor allem die Geflüchteten selbst sind, die ihre Geschichte am eindrucksvollsten erzählen und damit endlich ein Gleichgewicht der Geschichten zu schaffen vermögen?! Immer noch wird ihnen viel zu wenig zugehört, werden sie viel zu einseitig wahrgenommen, und immer noch ist es mir ein Anliegen, ihnen den Raum zu geben, *ihnen* zuhören zu können und *uns* vor Augen zu führen, dass sie uns ähnlicher sind, als wir denken. Dass wir mehr Gemeinsamkeiten teilen, als wir Unterschiede haben, die uns trennen. Dass ihre Lebensvorstellungen den unsrigen gar nicht so fern sind.

Es ist notwendig zu realisieren, dass unsere Erfahrungen, Privilegien und Denkstrukturen eurozentrisch (und weiß) sind. Die Betrachtungen aus unserer Perspektive sind nur eine der vielen bestehenden Sichtweisen und nicht universell. Deswegen ist es umso wichtiger, ihnen zuzuhören, auch in ihrem Schweigen.

Ich bin keine Fürsprecherin der Geflüchteten, sondern habe meine eigene Motivation, mich gegen die vorhandenen Verhältnisse zu wehren. Schmerzlich sah ich mich während der Dreh- und der Schreibphasen immer wieder damit konfrontiert, dass ich selbst Nutznießerin der vorherrschenden Machtverhältnisse bin. Das ist schwer zu ertragen.

Mali

Im Air-France-Flug von Paris nach Bamako hätten die Dreharbeiten eigentlich direkt beginnen können. Die Maschine ist schon abflugbereit, da kommen noch vier französische Polizisten und zwei europäische Grenzschutzbeamte an Bord.

Zwischen ihnen ein Mann mit afrikanischen Wurzeln. Als sie an mir vorbeilaufen, fällt mir die Handschelle auf, die dessen Handgelenk mit dem hinter ihm laufenden Zivilbeamten verbindet. Ich traue meinen Augen nicht. Ein Abschiebeflug in der bis auf den letzten Platz belegten Maschine? Vor aller Augen? Und alle schweigen. Die Gruppe entfernt sich bis in die vorletzte Sitzreihe. Dort wird der Mann auf den Mittelsitz gelotst. Zwei der Polizisten nehmen links und rechts von ihm Platz.

Ich packe meine Kamera aus und beginne, zwischen den Sitzreihen hindurch zu filmen. Kons, unserem Tonmann, ist es unangenehm. Unsere Sitznachbarn beginnen zu raunen und sich umzudrehen. Unvermittelt schreit der Abgeschobene auf einmal laut um Hilfe. Hat er als Einziger die Kamera wahrgenommen, seine Chance erkannt, sie als Waffe gegen die systematische Ungerechtigkeit zu nutzen? Nein, denn plötzlich stürmt einer der Polizisten auf mich zu, greift grob an das Objektiv und befiehlt mir, die Kamera umgehend auszuschalten. »Geben Sie mir sofort das Band«, herrscht er mich an. Sonst müsse ich das Flugzeug auf der Stelle mit ihnen verlassen. Ich bin perplex und gebe ihm zu verstehen, dass die Kamera noch gar nicht gelaufen sei. Er glaubt mir nicht und macht mir klar: Entweder gebe ich ihm sofort die Kassette, oder er konfisziert sie mitsamt der Kamera und wirft mich aus dem Flugzeug, da ich einen Polizeieinsatz störe. Um Zeit zu gewinnen, frage ich ihn, warum der Grenzschutz sich an Abschiebungen beteiligen würde? Sei der Pilot mit der Abschiebung an Bord einverstanden? Widerwillig gebe ich ihm dann doch das Band, in der Angst, sonst das bevorstehende Projekt zu gefährden. Das Flugzeug hebt ab.

Als ich Stunden nach dem Abflug die hintere Toilette an Bord aufsuche, um nach dem auf einmal erstaunlich ruhigen Abgeschobenen zu schauen, verharrt dieser mit apathischem Blick in sich zusammengesackt auf seinem Platz. Die Handschellen sind an seinem Sitz befestigt. Sicherlich wurde er mit einem Beruhigungsmittel in diesen Zustand versetzt.

Das Schweigen der Reisenden in den Nachbarreihen beschäftigt mich bis heute genauso wie die Frage, was passiert wäre, wenn ich mich geweigert hätte, ihnen die Kassette zu geben. Ich habe mich im Nachhinein oft über dieses egoistische Verhalten von mir geärgert. Wäre es nicht bei dem Vorhaben, einen Film über transkontinental Flüchtende zu drehen, das Mindeste gewesen, einem von ihnen durch couragiertes Verhalten die Abschiebung zu ersparen? Mich lautstark dafür einzusetzen, diese Abschiebung zu verhindern? Mich nicht einschüchtern zu lassen von dem Verhalten der Polizei?

So wie der Kanadier, der im Juni 2013 in einer Air-Berlin-Maschine die Abschiebung eines pakistanischen Asylbewerbers nach Ungarn verhinderte. Er zeigte Zivilcourage, indem er es ablehnte, in einer Maschine nach Budapest zu fliegen, an deren Bord jemand abgeschoben wird. Der Pilot, der von der geplanten Abschiebung des Mannes angeblich nichts wusste, schloss sich dem Kanadier an und verbot, den Schutzsuchenden noch einmal mit an Bord zu nehmen. Der

kanadische Künstler folgte dem Aufruf von Protestierenden, die mithilfe eines Flugblattes darauf hinwiesen, wie man als Fluggast eine Abschiebung verhindern kann: »Beobachten Sie aufmerksam, ob sich auf Ihrem Flug Abzuschiebende an Bord befinden, vor allem auf hinteren Sitzen und eventuell hinter einem Vorhang. Gehen Sie nach vorne zum Cockpit oder fordern Sie das Flugpersonal auf, den Kapitän sofort zu holen. Bei ihm liegt die letztendliche Entscheidung über die Mitnahme von Passagieren. Wenn dies vor dem Start geschieht: Solange Sie sich nicht setzen und anschnallen, kann nicht gestartet werden.«

Nach unserer Landung in Bamako wird der Mann als Erstes, unter den Augen der Reisenden, an das malische Militär übergeben. Als ihm an der Bordtür die staubig-verkohlte Luft und die Dunkelheit Bamakos entgegenschlagen, stößt er klagende Laute aus und bricht in den Armen der Militärs wimmernd zusammen.[...]

Im Café-Restaurant erkenne ich als Erstes die Kapuze wieder, die dem Mann in der hintersten Ecke des Raums tief ins Gesicht fällt, wie gestern. Erst als ich an seinem Tisch angekommen bin, ändert er seine Haltung. Er blickt auf die Tür, während er aufsteht und mir die Hand gibt. Und bedankt sich auf Französisch dafür, dass ich gekommen bin. Mohamed Ali Sanougo Keita heiße er, geboren am 19. Februar 1977 in Markala, südwestlich von Bamako. Er stamme aus einer Reisbauernfamilie und habe sieben jüngere Geschwister. Sein Vater sei gestorben, bevor er die Schule beenden konnte. Da habe seine Mutter beschlossen, er als ältester Sohn müsse nun die Verantwortung für die Familie übernehmen. Sie verkaufte die wenigen Rinder, mit denen sie ihre Felder bewirtschafteten, und schickte ihn auf Reisen. Geld verdienen solle er und es umgehend nach Hause schicken, damit zumindest seine Geschwister die Schule beenden könnten, die Brüder gute Ehefrauen fänden und die Familie überleben könne. Mohamed bricht notgedrungen auf. Gegen seinen Willen. Er selbst hätte auch lieber die Schule abgeschlossen und weiterhin als Reisbauer gearbeitet, nahe seiner Freundin und seiner Kumpels.

Zuerst versuchte er, nach Angola zu gelangen und Gold zu schürfen. Gold sei gefragter denn je, das hätte ihm Geld einbringen können, und zumindest wäre er so auf seinem Kontinent geblieben, dessen Landschaft und Vielfalt er so liebt. Unterwegs habe er gehört, wie schwierig es mit dem Goldabbau geworden sei, und von den Wegen Richtung Europa erfahren. Er errechnete, dass seine Mutter ihm gerade genug Geld gegeben hatte, um eines der Boote auf der afrikanischen Seite der Straße von Gibraltar zu nehmen und überzusetzen. Gerade im Spätsommer würden diese ungehindert nach Spanien ablegen können, weil dort Erntehelfer benötigt würden – zu Bedingungen, die Europäer selten akzeptieren würden.

2001 sei das gewesen, und er habe sich gewundert, warum diese Europäer, die er bisher nur als Touristen oder NGO-Mitarbeiter in Afrika kannte, sich so wenig um ihre eigenen Böden scherten und sie nicht selber bewirtschaften wollten. Es reizte ihn auch die Vorstellung, mehr als die Ausbeute einer Ernte mit dieser Arbeit verdienen zu können. Bei der Ernte zu helfen und damit seine Familie zu Hause, womöglich noch inklusive all der Onkels und Tanten ernähren zu kön-

nen – zumal die, seit sie von seinem Reiseziel wussten, ihm ständig aufrechneten, was sie ihm bisher alles Gutes getan hätten. So habe er sich auf den Weg gemacht, und als der Bus ein knappes Jahr später in Algerien die Straße am Meer entlanggefahren sei, sei ihm angst und bange geworden bei der Vorstellung, bald ein Boot betreten zu müssen. Er, der in einem Land ohne Küste groß geworden ist, könne doch nicht schwimmen. In seiner Heimat Markala habe er nahe des Staudamms im Niger zwar gebadet und in Gao würde er dieses Ritual mit dem wöchentlichen Waschen seiner Kleider verbinden, wie die meisten der hiesigen Bewohner. Aber schwimmen, das brauche er dazu nicht.

Er unterbricht und schaut mich erwartungsvoll an. Ob mich das interessieren würde? Er sei bereit zu erzählen, denn mein Anliegen und meine Neugier seien ihm wichtig. Aber wir müssten aufpassen. [...]

Ehe ich mich bedanken kann, ist er verschwunden. Bevor er durch die Tür hinaustritt, zieht er sich seine Kapuze wieder über den Kopf. Als ich das Café mit seinen Plastiktischen und -stühlen verlasse, ruft draußen schon der Muezzin zum Sonnenuntergang. An jeder Straßenecke und auf den kleineren und größeren Plätzen verneigen sich die Einwohner Gaos vor ihrem Gott.

Am nächsten Morgen klagt der Tonmann über starke Magenschmerzen. Er ist grün im Gesicht, und wir beschließen, einen Arzt aufzusuchen. Wir werden an das örtliche Krankenhaus verwiesen, das einer Militärkaserne ähnelt. Zur Notaufnahme muss man von Ventilatoren gekühlte Zimmer durchqueren und Freiluftgänge nehmen. Trotz der Schlange vor dem Notaufnahmezimmer werden wir von einem Mann um die dreißig Jahre ins Zimmer gewunken. Während er sein Telefongespräch beendet und sein Handy, begleitet von einem geräuschvollen Rasseln der daran befestigten Anhänger, zuklappt, bleibt Zeit, sich umzusehen. Die Fensterläden sind geschlossen, es ist angenehm kühl. Im Zimmer befinden sich eine Liege, ein Garderobenständer, ein Tisch mit einer Schüssel voller Arztutensilien und ein Stuhl.

Der Arzt bittet seinen Patienten, sich hinzulegen und seinen Oberkörper freizumachen. Er fragt nach seinem Befinden, hört sein Herz ab und tastet keine zwei Minuten dessen Bauch ab. Dann kommt er zu mir und flüstert mir leise zu, er denke, die Schmerzen kämen vom Blinddarm, er würde meinen Kollegen hier behalten und gegebenenfalls notoperieren. Der Tonmann hat es trotz Schmerzen und Flüstern gehört und springt, mit sorgenvollem Blick auf die einzige Schale mit Ärztebesteck, erschrocken auf. Ungläubig beschließt er, entgegen des Ärzterats zu gehen. Und bestätigt seinen Entschluss mit einer Unterschrift unter dem Diagnosebericht.

Abends ruft er bei seiner Versicherung in Europa an, bei der der Produzent vor Drehbeginn eine Auslandsrankenversicherung für uns abgeschlossen hatte. Diese verlangt nach einem Fax des Krankenberichts und rät ihm, sich schnellstmöglich operieren zu lassen. Direkt nach Eintreffen des Diagnosefaxes würden sie ihm eine Maschine chartern. Er könne sich aussuchen, ob er in einem europäi-

schen Krankenhaus auf den Kanaren oder in einem Krankenhaus für gut situierte Afrikaner und europäische Diplomaten in Bamako behandelt werden wolle. Sie empfehlen Letzteres, da man bei vermutetem Blinddarmdurchbruchsrisiko lange Flüge vermeiden solle.

Noch in der Nacht bekommt er einen Rückruf mit der Nachricht, eine Maschine würde ihn am folgenden Morgen gegen zehn Uhr auf dem Flugplatz von Gao abholen, den die Amerikaner als Basis für ihre Expansion des Afrikakommandos Africom kofinanzieren. Die kleine Maschine landet am nächsten Morgen pünktlich und der hellhäutige Pilot und sein Co-Pilot freuen sich über ihren Krankentransportflug. Es sei eine nette Abwechslung, in die Hauptstadt zu fliegen. Normalerweise würden sie mit dieser Maschine im Norden Malis, im Niger und Tschad nach Goldvorkommen suchen.

Mir ist ganz schwindelig, als ich mich verabschiede. Nicht der Beweis einer weiteren neokolonialen ausbeuterischen Tätigkeit macht mir zu schaffen, sondern diese schreiende Ungerechtigkeit. Wir sind hierhergekommen, um einen Dokumentarfilm über Menschen zu machen, die, um ihrer Armut zu entfliehen, die Wüste zu Fuß durchqueren müssen und dabei massenweise sterben. Und wir Europäer bekommen eine Diagnose, wollen uns unter bestimmten Umständen nicht behandeln lassen und benötigen nur einen einzigen Anruf, um mit einer aus dem Nachbarland gecharterten Maschine binnen weniger Stunden ausgeflogen zu werden. Mein Privileg, in Europa geboren zu sein, wird mir einmal mehr schmerzhaft bewusst. Da wundere sich noch jemand, warum sich das Trugbild Europas so standhaft hält.[...]

Am nächsten Morgen trinke ich auf dem Markt einen Kaffee, angerührt mit holländischer Pulvermilch, und sitze auf einer der Bänke rund um die Tische mit Kaffeegeschirr, wo sich morgens die halbe Stadt zu treffen scheint. Dazu bekomme ich ein traditionelles Fladenbrot gereicht. Ich traue meinen Augen nicht: Eine Karre voller Melonen vor sich her schiebend kommt plötzlich Mohamed auf mich zu und bietet mir »eine Melone für 100 CFA« an. Als ich ihm die Münzen in die Hand drücke, verabredet er sich mit mir bei Einbruch der Dunkelheit im Innenhof des Hotels.

Er erscheint pünktlich mit einer ihm vorausseilenden Whiskeyfahne und sagt, ich solle meine Kamera auspacken. Als sie läuft, rückt er seinen Stuhl zurecht und beginnt, von seiner ersten Abschiebung zu erzählen.

Mohamed hatte im Jahr 2005 neun Monate in Marokko verbracht. Im Süden des Landes, in El Ayoun, sei er mit einer Gruppe Malier knapp zwei Wochen lang in einem Wüstenverschlag versteckt gehalten worden, den sie nur zum Pinkeln hätten verlassen dürfen. In einer Vollmondnacht, wenn das Meer leichter zu überblicken und normalerweise ruhiger ist, hätten sie dann die Überfahrt zu den Kanarischen Inseln gewagt. Sie seien festgebunden worden, um bei eventuell aufkommender Panik das Boot nicht zum Kentern zu bringen. An die Passage habe er nur noch vage Erinnerungen. Einer der Männer sei, als sie nach 48 Stunden die

ersten Lichter gesehen hätten, plötzlich aufgesprungen und habe gesagt, er wolle sich eine Zigarette anzünden. Irgendwie habe er es geschafft, sich aus den Seilen zu winden und habe gerufen: »Mutter, ich komme. Lass uns eine rauchen.« Dann habe er das spiegelglatte Wasser betreten und sei kurz darauf in aufrechter Position vom Meer verschluckt worden.

Panik habe sie ergriffen und hätte ihr Boot beinahe zum Kentern gebracht. Der Steuermann, ein senegalesischer Flüchtender, habe sie mit vorgehaltenem Messer zurechtgewiesen. Seine Reise bis Marokko war von den Schleppern vorfinanziert worden, da er als Fischer mit den Gezeiten und Gepflogenheiten des Meeres umzugehen wusste, ein Boot zu steuern vermochte und schwimmen konnte. Er würde jeden Einzelnen zusammenschlagen, der sich nicht sofort beruhige! »Geduld! Mut! Gleich haben wir es geschafft!«, schrie er. Sie hätten leise Gebete gemurmelt und rituelle Lieder gesungen, während der Gestank von Urin und Erbrochenem, das sich auf dem Bootsboden befand, ihnen den Atem raubte. Das Salz des Meeres juckte in ihren Augen.[...]

Schweigen. Weder seine Mutter noch seine Geschwister stellten ihm Fragen. Sie hatten ihn herzlich umarmt. Seine jüngste Schwester hatte ihm einen Kaffee gemacht und sagte: »Du siehst müde aus.« Später hatte er mit seinen Brüdern zusammen eine Runde Tee getrunken und sich von der Schule und Neuigkeiten aus dem Dorf und vom Nigerstaudamm erzählen lassen. Der Nachbarssohn, der seine Schule erfolgreich beendet hatte, sei aufgebrochen Richtung Europa. Er hätte keine Geduld mehr gehabt mit den Mühen des Landlebens. Der Brunnen hätte täglich weniger Wasser, Strom gäbe es immer noch keinen. Der Regen hätte trotz Regenzeitsaison Monate auf sich warten lassen, und so sei der Großteil des eingesetzten Saatguts erst vertrocknet und später weggeschwemmt worden.

Mohamed war erstaunt zu sehen, dass die dünnen Matten, auf denen sie immer geschlafen hatten, gegen einfache Betten und dickere Matratzen ausgetauscht worden waren. Ihren drei Schafen hatte seine Familie sogar einen Stall gebaut.

Es war sein Freund aus Kindertagen, der ihn am nächsten Morgen in aller Frühe besuchte und der Einzige war, der erleichtert schien, ihn gesund wiederzusehen. Sein Freund klärte ihn auf, woher seine Mutter das Geld für ihre Investitionen nahm. Sie hatte ein Darlehen bei der bestsituierten Frau der Region bekommen, die mit einer Mischung aus Mystik und düsteren Unheilsverkündungen ihren Reichtum, der auf illegalem Handel basierte, geschickt zu vermehren wusste. Mohamed galt als Garant für die Kreditvergabe. Seine Familie war nun noch verschuldeter als vor seiner Abreise. Er fühlte sich unwohl unter dieser Last und versuchte, die Bürde zu vergessen, indem er seinen Schwestern bei der Feldarbeit half. Er stand jeden Morgen vor Sonnenaufgang mit ihnen auf, holte Wasser in den Kalebassen und arbeitete auf den Feldern der Familie, obwohl er sich wie erschlagen fühlte und am liebsten nur geschlafen hätte.

Nach und nach kamen immer mehr Nachbarn, die von seiner Rückkehr gehört hatten, und suchten ihn während der Feldbestellung auf. Alle hatten das gleiche